KARL GERHARD STECK

KBA 8441

Gedenkrede auf Karl Barth

Gehalten in der Aula der Universität Münster
am 29. Januar 1969

Ex Libris
Martin Rohkrämer

„Blicke ich auf meinen Weg zurück, so komme ich mir vor wie einer, der, in einem dunklen Kirchturm sich treppaufwärts tastend, unvermutet statt des Geländers ein Seil ergriffen, das ein Glockenseil war, und nun zu seinem Schrecken hören mußte, wie die große Glocke über ihm soeben und nicht nur für ihn bemerkbar angeschlagen hatte. Er hatte das nicht gewollt und er kann und wird das nicht wiederholen wollen. Er wird, betroffen über das Ereignis, so behutsam wie möglich weitersteigen. Wenn meine bisherige Arbeit da und dort als Randglosse und Korrektiv gewirkt hat und noch wirken sollte, so konnte und kann das nicht meine Absicht sein. Ich war und ich bin ein gewöhnlicher Theologe, dem nicht das Wort Gottes, sondern bestenfalls eine ‚Lehre vom Wort Gottes‘ zur Verfügung steht, fühle mich weder berechtigt noch verpflichtet dazu, in der Prophetengebärde, in der Haltung des Durchbruchs zu verharren, in der mich offenbar einige einen Moment lang erblickt haben und in der sie mich nun immer wieder erblicken möchten zu ihrer Freude und Tröstung, und mußte und muß daher den bösen Schein auf mich nehmen, wie unvermeidlich jeder Theologe, als ob ich aus dem Worte Gottes oder aus der Wahrheit und Wirklichkeit seines Reiches ‚eine Theologie mache‘. Wo ich mir doch überhaupt nicht bewußt bin, jemals etwas anderes als eben – alte? neue Theologie? – jedenfalls Theologie getrieben zu haben, während das Wort Gottes für sich selber redete, oder auch nicht redete, wenn und wo es Gott gefiel.“

So Karl Barth 1927¹. Auch heute noch, mehr als vierzig Jahre später, und nachdem sein irdisches Leben und Werk geendet sind, bieten diese Sätze einen Schlüssel zu dem, was er gewollt und geleistet hat, und zu dem, was er damit in unserm Jahrhundert bedeutet.

Die evangelisch-theologische Fakultät veranstaltet diese Gedenkfeier, weil Karl Barth eben damals, als er diese Sätze

1 K. Barth, Die christliche Dogmatik im Entwurf Bd. I: Die Lehre vom Worte Gottes. Prolegomena. München 1927, IX.

schrieb, hier in Münster tätig war. Von der damaligen evangelisch-theologischen Fakultät hatte er den Ehrendoktor verliehen bekommen und war von Göttingen, aus der „Mausefalle“ seiner dortigen Existenz und Tätigkeit auf eine ordentliche Professur geholt worden². Von 1925 bis 1930 war er hier tätig und unsere Fakultät rechnet diese Zeit zu den Höhepunkten ihrer Geschichte. Das wird durch Vorgänge aus der Zeit nach 1933 zwar beschattet und verdunkelt, aber nicht ungeschehen gemacht. Und so mag dieser Gedenkstunde heute ihr Recht zugestanden sein und wahrgenommen werden.

Aber – welche Türen tun sich auf, wenn wir jene Sätze von 1927 als Schlüssel zu Karl Barths Leben und Werk benützen? – Ich enthalte mich dabei, im Bewußtsein meines Unvermögens, einer Betrachtung seines Stils und seiner Sprache. Andere, höchst weltliche Leute, haben sie erst im vorigen Jahr nach Gebühr gewürdigt³. Wir hier können nur nach der Sache fragen. Das Bild vom dunklen Kirchturm ist nicht zufällig. Karl Barth war zwar Sohn eines Universitätstheologen, aber wir hören nirgend davon, daß er es auf die Universitätslaufbahn abgesehen habe. Er war ursprünglich Gemeindepfarrer und aus den Aufgaben dieses kirchlichen Berufs ergab sich eins nach dem anderen. So hat er wohl nie völlig ins Schema der Universität gepaßt. Akademisch war er nicht. Ob er es auch nur zum Dekan seiner Fakultät gebracht hat, wüßte ich nicht zu sagen. Als Magnifizienz ist er kaum vorstellbar. Der Professor hat den Prediger nie ganz verdrängt. Als ich ihn zu Beginn der dreißiger Jahre mit der Ungebärdigkeit des Studenten brieflich darüber zur Rede stellte, daß er plötzlich zu Beginn seiner Kollegstunde die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeinde vorlas, hat er sich keineswegs davon abbringen lassen. Er hat ja auch bis zuletzt, mit Vorliebe im Gefängnis, gepredigt. Die Kirchlichkeit der Theologie war ihm wohl kein wirkliches Problem, und der Wandel im Titel von der „Christlichen Dogmatik“ von 1927 zur „Kirchlichen Dogmatik“ seit 1932 war nur folgerichtig. Aber – es war ein dunkler Kirchturm, in dem er sich treppaufwärts tastete!

Die Kirche als sichtbare, irdische Einrichtung zu glorifizieren, sie als eine *societas perfecta* zu betrachten und vom Jahrhundert

2 Vgl. den Brief an E. Thurneysen vom 4. 3. 1924, in: Gottesdienst-Menschen-dienst. Eduard Thurneysen zum 70. Geburtstag. Zürich 1958, 106.

3 Die Sigmund-Freud-Gesellschaft hat K. Barth 1968 den Preis für wissenschaftliche Prosa verliehen.

der Kirche zu träumen, war nicht seine Sache. Die eigentlichen Konflikte, die tiefsten Leidenschaften wurden bei Karl Barth immer dort geweckt, wo die Kirche sich selbst zu überschätzen begann und wo sie das, wozu sie wirklich da ist, darüber vernachlässigte. Wenn einmal die Geschichte der Beziehungen zwischen Karl Barth und den Kirchen seiner Zeit dargestellt wird, wird sich das erst ganz deutlich zeigen. Immerhin: daß Karl Barth aus dem dunklen Kirchturm nicht eine Licht-Reklame machte, ergab sich mehr nebenbei. Das Wesentliche in jenem Rückblick war ja, daß „die große Glocke über ihm und nicht nur für ihn bemerkbar angeschlagen hatte“. Was war es damit?

Aus dem Dunkel der biblischen Vorzeit und der reformatorischen Überlieferung war eine Kategorie aufgetaucht – gewiß keine neue Kategorie, aber in der neuzeitlichen Entwicklung des Protestantismus war sie eben kaum mehr wirksam. Jetzt wurde sie wirksam: die Kategorie des Wortes Gottes. Es ist vielleicht letztlich müßig, zu fragen, wer damals wen inspiriert hat: Paulus von Tarsus mit seinem Brief an die Römer den Pfarrer und Prediger Karl Barth in dem Schweizer Industriedorf Safenwil oder umgekehrt. Wie auch immer: die große Glocke über ihm hatte angeschlagen. Es war so etwas wie ein Durchbruch geschehen. Ob die Prophetengebärde, von der Karl Barth mit leiser Ironie spricht, mehr biblisch oder mehr expressionistisch war, mag auch offen bleiben.

Was war das Neue? Denn Gottes Wort hat ja einen Inhalt. Das Neue – schon damals und seither oft genug zur Phrase geworden – war die Erkenntnis und der Satz, daß Gott Gott und der Mensch Mensch ist, und daß es für alle Beteiligten gut und nützlich ist, dies gelten zu lassen und nicht zu überspielen. Die Folgen waren beträchtlich. Der Streit der Theologen und der übrigen Christenmenschen darum, wie man damit auch nur einigermaßen zurechtkommen könne, war heftig und er hat bis heute an Schärfe nichts verloren. Denn als Theologe konnte Karl Barth wirklich nur daran erinnern, daß ihm „nicht das Wort Gottes, sondern bestenfalls eine Lehre vom Wort Gottes zur Verfügung steht“. Es ergab sich eine gewisse Erneuerung der Theologie. Niemand kann seither so tun, als gebe es die Kategorie des Wortes Gottes nicht, und als könne der Theologe den Menschgott der Neuzeit anbeten, von dem manche träumen. Aber – Viktor von Weizsäcker und andere nachdenkliche Zeitgenossen haben sicher recht, wenn sie auf die Begrenztheit

dieser Erneuerung der Theologie hinweisen⁴. Mit der Reformation des 16. Jahrhunderts ist sie nach Universalität und Intensität, freilich auch noch der Vielfalt der Faktoren, gewiß nicht zu vergleichen.

In den Jahren, die Karl Barth in Münster verbrachte, hat auch, woran ich hier leider nur im Vorbeigehen erinnern kann, ein neues Verhältnis zum römischen Katholizismus begonnen. Daß die römisch-katholische Kirche die Substanz der christlichen Wahrheit bewahrt habe, wenn auch in pervertierter, mindestens fragwürdiger Form, war für protestantische Ohren etwas Neues, kaum zu Akzeptierendes. Ich meine nicht zu übertreiben: theologisch hat durch Barths neue Thesen aus den Jahren 1925 bis 1930 das begonnen, was sich seither zwischen den Konfessionen entwickelt hat und — was der Katholizismus besser und kräftiger aufzunehmen verstand als die protestantische Theologie⁵.

Sechs Jahre später mußte sich erweisen, was an dem Aufbruch und Durchbruch war: 1933. Der dunkle Kirchturm war nicht heller geworden, eher umgekehrt. Jetzt gab die große Glocke wieder einen hellen Ton — in Barths Streitschrift „Theologische Existenz heute“ vom 25. Juni 1933, dem Kalenderdatum der Übergabe der Confessio Augustana 1530. Dreierlei war zu vernehmen: Karl Barth macht — jetzt nicht mehr in Münster, sondern in Bonn — weiter, als wäre nichts geschehen. Er erinnert und warnt: „Das was jetzt unter keinen Umständen geschehen darf, ist dies, daß wir im Eifer für irgend etwas, was wir für eine gute Sache halten, unsere theologische Existenz verlieren. Unsere theologische Existenz ist unsere Existenz in der Kirche, und zwar als berufene Prediger und Lehrer der Kirche.“⁶ Und: „Darum kann die Kirche, kann die Theologie auch im totalen Staat keinen Winterschlaf antreten, kein Moratorium und auch keine Gleichschaltung sich gefallen lassen. Sie (die Kirche) ist die naturgemäße Grenze jedes, auch des totalen Staates.“⁷

Wie weit und wie weit nicht — äußerlich mehr dies als jenes — sich diese Erkenntnisse und Parolen damals ausgewirkt oder gar durchgesetzt haben, ist hier nicht zu schildern. Wohl aber

4 Vgl. V. von Weizsäcker, Begegnungen und Entscheidungen, 2. Aufl. Stuttgart 1949, 19–24.

5 Vgl. meinen Beitrag in: Antwort. Karl Barth zum 70. Geburtstag. Zürich 1956.

6 Theologische Existenz heute (= Beiheft 2 von „Zwischen den Zeiten“). München 1933, 4.

7 AaO. 40.

möchte ich erinnern an die für mein Empfinden unübertroffene Schilderung aus der Feder eines damals im Westerwald tätigen Dorfpfarrers, aus der vielleicht sogar der Nachgeborene sich noch eine Vorstellung bilden kann. Dort lesen wir: „Der bisher fehlende kräftige Anstoß war da. Denn diese Schrift sagte uns ja auf den Kopf zu: die bedrückende Verwirrung kam nicht von draußen, sie kam von uns selbst: aus unserer falschen Furcht vor den politischen Ereignissen und wiederum aus unserer falschen Hoffnung auf politische Ereignisse und kirchliche Parteien, die uns aus der bedrückenden Lage herausführen könnten. Wir hatten über der Macht fremder Ansprüche, der Macht des Schwarmgeistes den Anspruch des immer gepredigten Wortes vergessen, das uns allein erhalten und befreien kann. So war alles ganz einfach: daß wir nicht ängstlich auf die äußere Existenz der Kirche sahen und allem Drum und Dran von Dorfkirchenpraxis und Pfarrhaus... Wir brauchten nicht mehr auf ‚andre‘ zu warten, um es ‚zu machen wie sie‘, Kirchenmänner und Bischöfe. Wir hatten gegenwärtig das Wort, das uns sicher macht; darauf hatte mich dieses Heft gestoßen mit klarer Entschiedenheit. Wir waren ja selbst der ‚Kirchenmann‘ und ‚Bischof‘, wenn wir nur statt auf die politischen Mächte auf die Macht des Wortes Gottes achteten, das zu predigen wir berufen waren, es sei zur Zeit oder zur Unzeit.“⁸

So viel müßte auch den heutigen Zeitgenossen klar sein: die politischen Implikationen waren nicht unerheblich. Sie bestimmten die Art, die Reichweite und die Grenzen dessen, was Karl Barth in der Folge – von 1933 bis 1945 und von 1945 bis 1968 wirken konnte und nicht wirken konnte. Sie bestimmten es nicht allein, aber sie bestimmten es wesentlich mit. Diese Wirkungen erstreckten sich zunächst von der Tatsache der Ersten Bekenntnissynode (in Barmen Ende Mai 1934) und von ihrer Theologischen Erklärung bis zu dem – im ganzen erfolglosen – Versuch von Dahlem (Herbst 1934). Was in Barmen gelang, sich auf gewisse Grundlinien christlicher Verkündigung und auf ein gemeinsames Verständnis von Kirche zu einigen, blieb in Dahlem weitgehend Postulat: die vorhandene Kirche als Bekennende Gemeinde aus dem Gewahrsam der überlieferten Staats-, Landes- und Volkskirche zu befreien und bis in den Bereich von Recht und Ordnung auf eigene Füße zu stellen. Was entstand, ist dem Körper eines Gefangenen zu vergleichen,

8 Vgl. G. Schwenzel, in: Antwort, 909.

der sich mit Kopf und Hals durch die Gitterstäbe seiner Zelle ins Freie gearbeitet hat; aber der übrige Kerl will und kann nicht nachkommen.

Man weiß, daß Karl Barth sich auch den viel weiter gehenden politischen Implikationen der Lage nicht entzog. Am 19. September 1938 schrieb er — seit 1935 wieder in der Schweiz und an der Universität Basel tätig — an den Prager Theologieprofessor Hromadka: „Dennoch wage ich es zu hoffen, daß die Söhne der alten Hussiten dem überweich gewordenen Europa dann zeigen werden, daß es auch heute noch Männer gibt. Jeder tschechische Soldat, der dann streitet und leidet, wird es auch für uns — und ich sage es heute ohne Vorbehalt: er wird es auch für die Kirche Jesu Christi tun, die in dem Dunstkreis der Hitler und Mussolini nur entweder der Lächerlichkeit oder der Ausrottung verfallen kann. Merkwürdige Zeiten, lieber Herr Kollege, in denen man bei gesunden Sinnen unmöglich etwas anderes sagen kann, als daß es um des Glaubens willen geboten ist, die Furcht vor der Gewalt und die Liebe zum Frieden entschlossen an die zweite und die Furcht vor dem Unrecht, die Liebe zur Freiheit ebenso entschlossen an die erste Stelle zu rücken.“⁹ Ob dieser Brief christlich, theologisch und politisch damals zu verantworten war, ist bis heute umstritten. Und da Karl Barth zu keiner Invasion des Ostens seither — auch zum 21. August 1968 nicht — in dieser Weise sich geäußert hat, haben sich die Fragen und Einwände nur verschärft. Man sollte dabei zweierlei nicht vergessen: einmal dies, daß es nach der Einsicht Barths sich sowohl christlich wie politisch empfiehlt, allemal und zuerst vor der eigenen Tür zu kehren. Und das andere: daß der Selbsterhaltungstrieb eines politisch-gesellschaftlichen Bereichs — hier also der westlichen Welt — dem rechten christlichen Handeln keine letzte Norm sein kann. Dabei fällt auf, daß von allen Schriften und Büchern Karl Barths gerade die von ihm selbst veranstaltete Ausgabe seiner damaligen Voten zur Lage von 1938–1945 „Eine Schweizer Stimme“ den geringsten Verkaufserfolg hatte¹⁰. Es müßte erst einmal die ganze Melodie dieser Schweizer Stimme kritisch vernommen werden, ehe wir hier zu einiger Klarheit kommen.

Mit alledem vergessen wir nicht, daß wir hier nicht als eine politische, auch nicht als eine kirchliche Körperschaft versammelt sind, sondern als eine wissenschaftliche — als Fakultät im Raum

9 K. Barth, Eine Schweizer Stimme 1938–1945. Zürich 1945, 58 f.

10 2. Auflage 1953.

und Rahmen der Universität. War Karl Barth in einem letzten Sinn nicht akademisch, so hat er doch sein Leben gelebt und seine Arbeit getan als Universitätsprofessor, als Universitätslehrer, als Universitätstheologe. Nicht ohne Recht hat man ihm also von Anfang an die Gretchenfrage gestellt — Adolf Harnack z. B. mit besonderem Nachdruck: Wie hältst du es mit der Wissenschaft? Wie hältst du es mit der Philosophie? Ich stelle diese beiden für den Augenblick in *eine* Perspektive.

Auch hierin war Münster und die hier verbrachte Zeit für Karl Barth von besonderer Bedeutung. Hier begegnete er Heinrich Scholz, der die Frage nach der Möglichkeit der Theologie als Wissenschaft so unerbittlich wie kein anderer stellte, und aus der Begegnung beider wurde eine Freundschaft auf Lebensdauer¹¹. Es ist hier nicht möglich, und Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich jetzt an diesem schwierigsten Punkt ins Detail gehe. Nur ein paar Sätze sollen versuchen, die Richtung anzuzeigen, in der sich Karl Barth der Frage nach der Wissenschaft, nach der Philosophie gestellt hat. Viele meinen, er habe sich dieser Frage nie wirklich ernsthaft gestellt. Daran ist so viel richtig, daß Karl Barth die Sache wichtiger war als die Methode oder gar der Streit um die Methode. Den enragierten Methodikern unter den Philosophen und Theologen ist seine Souveränität und sein Eklektizismus immer beschwerlich gewesen. Mir wenigstens scheint dies den Befund richtiger wiederzugeben als die Versuche mancher älterer und jüngerer sowohl Theologen wie Nicht-Theologen, die Barths Gesamtentwurf einer Theologie so oder so auf philosophische Vorentscheidungen — wenn nicht auf politische! — zurückführen möchten. Das kann man doch wohl nur, indem man seine Intention in ihr genaues Gegenteil verkehrt.

Die Sache wird dadurch erschwert, daß Karl Barth das Verhältnis von Theologie und Philosophie kaum jemals zum selbständigen Thema gemacht hat. Meist handelt er davon nur beiläufig. Immerhin hat er in der Spätzeit (1960) sich doch einmal zur Sache geäußert, in dem Beitrag „Philosophie und Theologie“, den er für die seinem Bruder, dem Basler Philosophen Heinrich Barth gewidmete Festschrift schrieb. Was finden wir dort? Der Theologe und der Philosoph — von Theologie und Philosophie zu reden, wäre allzu abstrakt — leben auf der gleichen Erde, mühen sich um die gleichen Fragen, ja, um die eine, un-

¹¹ Vgl. H. Scholz, Warum ich mich zu Karl Barth bekenne, in: Antwort, 865–869.

geteilte Wahrheit. Sie haben auf einander zu achten, auf einander zu hören. Sie finden sich dabei — meist zu ihrem Verwundern — in eine verschiedene Ordnung gestellt, die sie — wollen sie bleiben was sie sind — auf Erden nicht umstoßen können. Der Theologe fragt und muß fragen von oben nach unten, vom Schöpfer zum Geschöpf, vom Gottmenschen Jesus Christus zum Menschen als Gegenstand des göttlichen Handelns, von der Freiheit Gottes zur Freiheit des Menschen. Der Philosoph fragt — scheint nur in dieser Ordnung und Folge fragen zu können und zu müssen — vom Menschen (und der Gesellschaft) aus nach dem, was sie begründet, was ihr Wesen und ihre Wahrheit ausmacht, ausmachen könnte. Es soll dabei gerade nicht nur zu einem schieflich-friedlichen Nebeneinander kommen, oder dabei bleiben, sondern zu einem unablässigen gegenseitigen Fragen. Es stellt sich dann heraus, und es soll gelten, was Karl Barth am Ende dieser Abhandlung so formuliert: „So wird sich die alte doch wohl gegenseitige Verwunderung, gerade indem Beide sich bemühen, alles zu prüfen und das Beste — das Beste im Denken und Reden des Mitmenschen diesmal — zu behalten, noch einmal und erst recht melden und bis auf Weiteres nicht aus der Welt zu schaffen sein. Dürfen Beide bemerken, daß der Eine nach dem Besten des anderen in den Grenzen des *ultra posse nemo obligatur* jedenfalls offen und ehrlich ausschaut und dürfen Beide der guten Zuversicht sein, daß das noch Bessere, das der Eine von dem anderen zu hören erwartet, einem Jeden in seiner Weise von ganz anderer Stelle aus zugesprochen werden, schon zugesprochen sein möchte, dann sollte es möglich sein, daß sich Beide an dem, was der Eine vom anderen zugestandener Weise lernen kann und will, sei es denn kopfschüttelnd, bis auf Weiteres genügen lassen und dann trotz allem in Hoffnung koexistieren.“¹²

Das ist nicht allzu viel; manchen — vor allen unter den Theologen von heute — wird es zu wenig sein. Wer hier, sozusagen um jeden Preis, mehr will, muß zusehen, daß er nicht um Alles kommt und sich und den Andern um das Entscheidende bringt.

Es ist Zeit, auf ein Ende zu denken. Von Karl Barths Hauptwerk, der Kirchlichen Dogmatik, seit 1932 in dreizehn Bänden entstanden und unvollendet — aber jeder Band, jedes Lehrstück enthält unter seinen jeweiligen Gesichtspunkten das Ganze —, war nur im Vorbeigehen die Rede. Niemand wird diesem Ent-

¹² Philosophie und christliche Existenz. Festschrift für Heinrich Barth. Stuttgart 1960, 106.

wurf als solchen Bewunderung und Anerkennung versagen. Die Auswirkungen werden sich erst allmählich zeigen; auch die Schwierigkeiten, die einem solchen Entwurf in unserer Zeitlage nun einmal anhaften. Es wird der Arbeit der Erben bedürfen, vielleicht auch ihres Streites.

Alle Anerkennung und Bewunderung können doch die Frage nicht zum Schweigen bringen, ob eine so eminente Sache, ein Werk solcher Dimensionen nicht ein grandioser Luxus sei. Viele – gewiß nicht Alle – unter den Jüngeren von uns, die das Entstehen dieses Werks nicht miterlebt haben und sich nun vor dieses Gebirge gestellt sehen, empfinden diese Frage und reden daher gerne davon, daß der Basler Meister eben doch überholt sei. Das hat man freilich schon 1928 – in Karl Barths Münsterer Zeit – gemeint¹³. Prognosen darüber sind müßig.

Aber war und ist die Kirchliche Dogmatik nicht doch ein Luxus? Darf Theologie und Kirche, Welt und Wissenschaft sich dadurch aufhalten und von den dringenden Fragen der Gegenwart abhalten lassen? Karl Barths Wirkung auf uns alle ist ohne oder gar gegen dieses Werk nicht denkbar. Die eigentliche Rechenschaft über die ihm geschenkte und uns zugemutete und angebotene Erkenntnis Gottes wird dort gegeben. Und wenn ich Philosoph wäre, würde ich sagen: Nein, anders, leichter, rascher, praktikabler und billiger war und ist sie nicht zu haben. Und dann wäre der Philosoph und der Theologe sich im Blick auf Karl Barths Leben und Werk doch in diesem Punkte einig.

¹³ Vgl. K. Barth, Der Römerbrief, 5. Abdruck der neuen Bearbeitung. München 1929, XXVIII.